Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. I. Januar-Heft 1825. Alte Nummer XIII.

Wenige Worte statt der Vorrede zum zweyten Jahrgang.

Die verehrlichen Leser dieser monatlichen Ueberlieferungen aus Deutschlands neuester Literatur werden es verzeihlich finden, wenn ich beim Beginnen dieses 2ten Jahrgangs statt der Vorrede einige Worte an Sie richte, an deren Beherzigung mir unendlich viel gelegen seyn muß, da sie die Fortdauer meines Blattes und nebenbey — auch mich selbst betreffen.

Es ist wahrlich eine seltene Erscheinung in Amerika, daß ein deutsches periodisches Blatt, ausschließlich dem gebildeteren Theil des deutschen Lesepublikums gewidmet, seinen zweiten Jahrgang erlebt; auch sind die Ursachen, glaube ich, zu bekannt, welche den Herausgeber einer solchen Schrift oftmals an der Fortsetzung derselben hindern, als daß hier jene auszuführen nothwendig wäre. Ich kann also nicht umhin, denjenigen Abnehmern meiner Schrift, denen die Fortdauer derselben nicht gleichgültig war, für ihre liberale, uneigennützige Unterstützung meinen wärmsten Dank zu zollen. Freilich ist die Zahl, wenn ich es offen gestehen soll, nicht so bedeutend, als sie und ich es wünschten, aber doch, wenn nicht noch neue ganz unvorhergesehene Umstände eintreten, hinlänglich, um unverdrossen meine Arbeiten fortzusetzen. Wer weiß nicht, daß es das Loos jedes Schriftstellers, um so vielmehr jedes Redacteurs

XUM

eines periodischen Blattes ist, von manchem einseitig beurtheilt, mißverstanden und bekunstrichtert zu werden, ohne darum gerade in seinen unbarmherzigen Tadlern sämmtlich Männer zu finden, die es besser zu machen im Stande wären, und wem ist es unbekannt, daß der Mann erst gefunden werden soll, der es in seiner Lebenspraxis Allen zu Danke macht. Ich sehe also auch nicht ein, daß ich es verhehlen soll, auch unter der Zahl meiner Abnehmer einige gefunden zu haben, denen eben so wenig die Tendenz meiner Schrift, als die Person des Herausgebers gefallen hat; ich bin aber doch glücklich genug, dieses nicht von der Mehrzahl sagen zu können, im Gegentheil haben sich viele biedere Männer für die Fortdauer dieses Blattes interessirt — hievon zeugt die Erscheinung des vorliegenden Heftes.

Schon beim Beginnen dieser Zeitschrift habe ich den eigentlichen Zweck derselben füglich auseinander gesetzt, und glaube daher der ferneren Wiederholung überhoben zu seyn. Zu eng ist der Raum, der mir vergönnt ist, um über den Zustand und das Fortschreiten der Literatur des deutschen Vaterlandes solche Berichte zu erstatten, als meine Leser es mit mir wünschen dürften; aber ich werde mich ernstlich bemühen, diesem Umstande in der Folge, so viel in meinen Kräften steht, anderweitig abzuhelfen. Zu dem Ende werde ich hin und wieder Beilagen liefern, welche sich über die in Rede stehenden Gegenstände einzig und allein verbreiten, und wodurch es mir erlaubt werden wird, in der Bearbeitung der Gegenstände ausführlicher als bisher zu seyn. Aufsätze zu liefern, welche meinem mir einmal vorgezeichneten Plane entgegen sind, wird kein billiger Leser verlangen.

Was den Preis dieser Schrift betrifft, mag derselbe vielleicht in Vergleich anderer zu hoch scheinen, aber es wird sich ebenfalls ein jeder Billigdenkender leicht überzeugen, daß bei einem verhältnißmäßig geringem Absatz wenig mehr als die Kosten bezahlt werden, die nach Abzug des Druckes noch immer mannigfaltig und bedeutend sind.

Freilich kommt die vorliegende Nummer ein wenig spät heraus, und giebt eben keinen Beweis von der Regelmäßigkeit, mit der doch hinführo die Herausgabe und Versendung dieser Schrift betrieben werden soll — allein da das Gute selten zu spät kommt, so werden mir meine Leser bey dieser Gelegenheit erlauben, Ihnen, so wie allen Abnehmern und Nichtabnehmern in diesem ohnlängst begonnenen Jahre alles mögliche Glück zu wünschen.

— — Was wird es bringen?
Geheimnißvoll ruh'n noch in seinem Schooße,
Verhüllt die trüben, wie die heitern Loose:
Die Zukunft mag kein Menschenglück durchdringen.

— — — Was da komme,
Es kommt aus eines guten Vaters Hand!
Er weiß am besten, was den Kindern fromme,
Sein Aug' ist nimmer von uns abgewandt!
Und schickt er Thränen, schickt er auch das Lächeln,
Und läßt nach Stürmen sanfte Weste fächeln!
Uns Alle, jedes Alter, jeden Stand
Führt unsichtbarer Liebe treue Hand.
Drum fröhlich vorwärts, sonder Furcht und Grauen!
Die Hoffnung nah't sich zur Begleiterin!
Und wenn wir Klipp' und Dornen vor uns schauen,
So wende schnell der Blick sich nach den Auen
Vergang'ner schön'rer Tage dankbar hin:
So von Erinnerungen froh umschlungen,
Wird bald das Weh der Gegenwart bezwungen.

Philadelphia im Jenner 1825.

J. C. Goßler.

Innere Selbstständigkeit im äußern Wechsel.

(Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens.)

Von G. Prömmel.

Außer der Schnelligkeit, womit unaufhaltsam die Zeit dahinrollt, muß uns, auch bei einem nur flüchtigen Blicke in die Geschichte, die Gewalt in Erstaunen setzen, womit sie zerstörend auf Alles wirkte, was je Leben und Dauer hatte. Was hat die Zeit je geboren, das sie nicht wieder verschlang? Was war so mächtig, so riesenhaft groß, das sie nicht überwältigte, so fest, so sicher, das sie nicht zerstörte?

Wie die Jahre wechselten, so wechselten die Erscheinungen auf der Erde. Der Sohn folgte dem Vater, Geschlechter folgten Geschlechtern, Völker erschienen und verschwanden, und kaum noch sehen wir die Spuren, wo ihr thatenreiches Leben vorübergieng. Wo sind die Werke der Helden und Gesetzgeber, deren Name die Geschichte nennt? Was ist jetzt Egypten, das alte Land der Wunder? Was ist jetzt das einst blühende Griechenland, das stolze Sparta, das kunstsinnige Athen, und das weltherrschende Rom? Dort hausen rohe Barbaren, zwischen den ehrwürdigen Ueberresten alter Heldenzeit, hier erhebt sich eine neue prächtige Stadt hoch über den zusammengestürzten Trümmern der alten. Die

Denkmäler des Ruhms, so wie die Werke des Stolzes und der Eitelkeit, sind verwittertes Gestein, oder liegen unter Schutt begraben, und der Wanderer frägt nicht selten vergebens, wo sie gestanden. Neue Geschlechter wandeln jetzt über den Gräbern der alten, neue Schöpfungen erheben sich aus dem Staube der frühern. Die Natur und das Schicksal kennen keinen Stillstand, und nichts ist ewig, als der Wechsel und die Wandelbarkeit irdischer Dinge. Sind wir nicht selber Augenzeugen großer Umwandlungen gewesen? Sahen wir nicht selbst Königreiche entstehen, und wieder verschwinden, neue Thronen sich erheben und wieder zusammenstürzen? Was hat sich je in den langen Jahrhunderten Außerordentliches begeben, das die Zeit nicht in dem kurzen Raum weniger Jahre, wiederholend, wie auf der Bühne, vor unsern Blicken vorüber gehen ließ?

Aber, nicht im Allgemeinen und Großen allein, auch im Leben jedes Einzelnen herrscht ein steter Wechsel des Geschicks. Keiner steht so fest, daß er nicht fallen, Keiner so erhaben, daß ihn das Schicksal nicht erreichen könnte. Was gab uns davon einen sprechendern Beweis, als der plötzliche Sturz dessen, der seinen Thron für eine Ewigkeit gebaut zu haben schien! Er, der zu solcher Riesengröße empor gewachsen war, daß er mit seinen starken Armen die halbe Welt zu erdrücken drohte, er, der mit Kronen und Zeptern, so wie mit dem Glück der Völker spielte, der stolze Machthaber, dem der Besitz so weiter und reicher Länder nicht genügte, schmachtete zuletzt in den engen Grenzen der Gefangenschaft; der Herrscher über Millionen, der Königen Gesetze vorschrieb, mußte zuletzt seinem Kerkermeister Gehorsam leisten.

Aehnlicher Erfahrungen über die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks, erinnert sich vielleicht mancher unter uns aus seinem, oder dem Leben Anderer, deren stiller Beobachter er war; und keine Macht, kein noch so sicherer Besitz auf Erden, schützt uns gegen das, was nach höherm Rathschluß uns noch treffen soll. Keines Menschen Tage fließen so gleich und eben dahin, daß nie eine unglücksschwangere Wolke den heitern Himmel trübte, nie ein Sturm die sichere Fahrt störte, nie ein unvorhergesehenes Ungefähr den Lebensplan verrückte! Die Dinge wechseln, und so wechseln auch Ruhe und Unruhe, Hoffnung und Furcht, fröhliches Erwarten und ängstliches Sorgen, Freude und Schmerz, Verzweiflung und Entzücken, in der Brust dessen der sich ihren Eindrücken überläßt. Ein Spiel des Schicksals, wird der Mensch hierhin und dorthin geworfen, und nimmer Ruhe und Rast findend, nie seiner froh werdend im ewigen Wechsel der Dinge, sehnt er sich nach etwas Festerm und Bleibenderm, sucht er nach etwas Haltbarerm in dem rastlos wogenden Strome des Lebens, nach einem Ankerplatz, wo er sich gegen die

Stürme des Schicksals schützen, wohin er seine Freiheit, seine Selbstständigkeit, die Ruhe, das Glück seines Lebens retten könne.

Aber im niedern Sinnenleben finden wir diesen Haltungspunkt nicht, in den Fesseln der Sinnlichkeit ist keine Selbstständigkeit, keine Freiheit. In seiner Gebundenheit, in seiner Abhängigkeit vom Zufall, findet der Größte und Mächtigste keinen festen Stand in einer Welt, wo alles Zufall zu seyn scheint. Wohin also fliehen aus den Gefahren des Lebens, wohin uns flüchten gegen den Alles verkehrenden und zerstörenden Zufall, diesen großen, mitleidslosen Herrscher der Welt? —

Das Küchlein, dem Gefahr drohet, flieht unter die schützenden Flügel seiner Mutter, der Vogel des Waldes sucht sein Nest, das Wild seine Höhle, das Kind eilt in die offnen Arme seiner Eltern, der Landmann, wenn Sturm und Regen drohen, flüchtet unter sein sicheres Dach. Wohin aber soll der innere Mensch fliehen aus des Lebens Bedrängnissen, wo soll das, in die Welt hinaus gestoßene Kind der Noth, Schutz und Schirm finden, mitten auf der rauschenden Welle des Lebens, wie will es im zerbrechlichen Fahrzeuge seines Glücks, der Angst seines Herzens gebieten? —

Wir müssen also höher suchen, als auf dem Gipfel irdischer Größe, höher, als das Gebiet des Zufalls reicht, höher, als das Schicksal uns mit seinen Riesenarmen zu erfassen vermag. —

Zwiefach ist des Menschen Natur. Als Sinnenwesen gehören wir der Erde, als Vernunftwesen aber auch der Geisterwelt an, und als geistige Wesen müssen wir uns der Gewalt des Irdischen entziehen, uns losreißen von der uns umgebenden Sinnenwelt, mit des Geistes Flügeln uns erheben zum Reich des Wahren, zu der Selbstständigkeit des Weisen, dessen Ruhe und Glück kein Wechsel der Dinge, kein feindlicher Zufall mehr zu unterbrechen oder zu zerstören vermag.

Der erste Schritt zur Erlangung dieser Selbstständigkeit, die erste Stufe zur Erreichung dieser geistigen Höhe, ist Nüchternheit des Sinnes und Mäßigung. So lange Du, mein Bruder, Dich den Dingen, und nicht die Dinge Dir unterwirfst, so lange Dich die Sinnenwelt mit ihren Netzen umstrickt, so lange die Leidenschaft Herz und Sinn befangen hält, vermagst Du nicht klar in's Wesen der Dinge zu schauen, und Werth von Unwerth zu unterscheiden. Im Rausche der Freude, der Du Dich unmäßig hingiebst, scheint Dir Dein Glück, in der Verzagtheit Deines Herzens, Dein Unglück größer zu seyn, als es ist. Die Leidenschaft macht Dich blind, der Wahn führt Dich irre, und läßt Dich begehren, was Du später, wenn die Zeit den Sturm in Deiner Brust gemäßigt hat, vielleicht verabscheuest, oder läßt Dich zurückweisen, was Du später, bei kälterem Blute, bei ruhiger Ueberlegung, vielleicht be-

gehrst. Blick in Dein eigenes Leben, frage Deine eigne Erfahrung. War das, wornach Du strebtest, wohl immer Deines Strebens und der Opfer, die Du ihm brachtest, war sein Bild wohl immer der Freude werth, die Du ihm zolltest? — Und wenn Du es verlorst, war sein Verlust immer des Kummers, den er Dir verursachte und der Thränen werth, die er Dir auspreßte? — Darum, mein Bruder, ermanne, mäßige Dich im Glück, wie im Unglück, greife muthig dem Gange der Natur vor, und thue weislich jetzt selber, was einmal doch die Alles endende und beruhigende Zeit thut. Denke, Du irrest in der Schätzung der Güter, deren Besitz Dich jetzt so glücklich, oder deren Verlust Dich jetzt so unglücklich macht, denke, Dein Glück sey nicht so groß, als Du es anschlägst, aber Du seyst vielleicht zu leichtgläubig; die Macht der Verhängnisse sey nicht so groß, oder Du zu nachgebend; Dein Unglück sey nicht so niederbeugend, aber Du vielleicht zu schwach, es zu ertragen; die Gefahr, die Dir drohet, sey nicht so unüberwindlich, aber Du zu muthlos, ihr mit Kraft entgegen zu gehen. Daher ermuthige und wappne Dich gegen die Eindrücke von außen, bekämpfe den Feind Deiner Ruhe, setze gegen den Sturm Deiner Affecten die ganze Kraft Deiner Seele, laß die Vernunft die Zügel führen, wenn die Leidenschaft Dich treibt, und erwarte kleinmüthig nicht, was die Zeit aus Dir machen wird, sondern suche Du selber, Deiner Würde als Mensch eingedenk, Dich nüchtern, besonnen, vorurtheilsfrei, selbstständig und unabhängig vom Wechsel des Schicksals zu machen. Oft ist es schon zur Erhaltung der Nüchternheit und Mäßigung ein kräftiges Mittel gewesen, sich auf kommende Fälle vorzubereiten, und mit allen Waffen der Vernunft gerüstet, zu stehen gegen den Feind, der unsere schwache Seite erspähen und angreifen könnte. Leicht dringt in's unbewachte Dörflein der tückische Feind, die Burg aber, die vorsichtig der Burgherr mit Mauern und Gräben geschützt hat, kann zwar leicht berennt, nicht so leicht aber erobert werden.

Auch wir werden vorbereitet gefaßter dastehen, sey es, daß das Unglück mit seinen Schrecknissen über uns einbricht, oder daß das falsche Glück uns schmeichelnd die Hand reicht. Lassen Sie uns durch die Vorstellung besserer Zeiten, den Schmerz über erlittenes Unglück besänftigen, durch einen Blick in eine schönere Zukunft die trübe Gegenwart erträglicher machen; lassen Sie uns aber auch, wenn das Glück uns lacht, durch den Gedanken an die Unbeständigkeit desselben, die ungezähmte Freude bändigen, und, wie uns ein alter Dichter warnt, aus Furcht vor nahen Stürmen, weislich auf unserer Fahrt die Segel einziehen, wenn allzu günstige Winde sie schwellen. Vorbereitet hofft der Weise in bösen, fürchtet aber nicht minder in guten Tagen den

Wechsel seines Geschicks, und erwirbt und sichert sich dadurch jene Mäßigung, jene Fassung der Seele, jene Selbstständigkeit, ohne welche sich keine Ruhe, kein bleibendes Lebensglück denken läßt.

Auf einer noch höhern Stufe steht derjenige, der, weit entfernt, über den Wechsel der irdischen Dinge Fassung und Besonnenheit zu verlieren, dieselben wegen ihres Mangels an Dauer und innerem Gehalt, vielmehr verachten und dagegen die geistigen und edlern Güter des Lebens kennen und schätzen gelernt hat. Können wir unser Herz an das Irdische hängen, das der Zufall giebt und der Zufall nimmt? Können wir unsere Zufriedenheit von der veränderlichen Laune des Schicksals abhängig machen, unser höchstes Gut, die Ruhe des Lebens, an das vergänglichste der Güter knüpfen, Selbstständigkeit zu finden hoffen in Dingen, die dem steten Wechsel unterworfen sind? Lassen Sie uns vielmehr das Verlierbare verlieren lernen, unser Herz losreißen von dem, was wandelbar ist, ehe sein Verlust unser Herz zerreißt. Oder lassen Sie uns die Güter des Lebens so besitzen lernen, daß sie uns nicht besitzen, lassen Sie uns dieselben, als eine willkommene Zugabe zum Leben, nicht als das Leben selber, nicht als Eigenthum, sondern als ein Darlehn betrachten, das wir ohne Schmerz hingeben, wenn es uns der große Gläubiger da droben wieder abfordert, als einen Theaterschmuck, den wir ruhig ablegen, sobald unsere Rolle ausgespielt ist.

So vergänglich diese Güter sind, eben so unbefriedigend ist ihr Genuß, eben so eingebildet und schwankend ihr Werth für den, der wahres und bleibendes Lebensglück sucht. Was ist der Ueberfluß, wenn ihm nicht die weise Mäßigung abwägend zur Seite steht? Wen hat er je gesättigt ohne Genügsamkeit, wen je glücklich gemacht ohne Zufriedenheit? Hat nicht der Ueberfluß an Gütern und Genüssen des Lebens, so oft schon den Menschen erschlafft, verweichlicht, und den engherzig und selbstsüchtig gemacht, der durch ihn hätte ein Wohlthäter der Menschheit werden sollen? War der Ueberfluß in der Hand dessen, der nichts Höheres kannte, nicht oft schon ein verderbliches Werkzeug, womit er zerstörend gegen sich selbst wüthete? Hat die Uebersättigung nicht so oft schon Ueberdruß am Genusse und Ekel am Leben zur Folge gehabt, hat der Zuwachs an Gütern nicht oft schon das Familienglück gemindert, hat der Reichthum nicht oft schon den Menschen ärmer an Freuden gemacht, und das Leben und seine Verhältnisse verwirrt, zerrüttet, anstatt ihm Dauer und Anmuth zu geben? Wie lästig ist die Bürde eines hohen Standes, wie sehr sind die erkünstelten Unterscheidungen des Ranges Feindinnen der einfachen und wahren Freude? — Und was sind so manche Genüsse des Lebens, wenn ihre Seltenheit sie nicht kostbar, und ihre Kostbarkeit sie nicht begehrlich machte? Haben

diejenigen, die in der Fülle des Ueberflusses schwelgen, und die Mittel ihres Genusses aus den entferntesten Welttheilen herbeiführen, einen andern Hunger und einen andern Durst, als derjenige, dem in der Fülle der Gesundheit, die vaterländische, einfache Kost, zur Götterspeise wird? Erfreuen sie sich auf ihren seidenen Polstern eines süßern Schlafes, als der, der sich auf das Ruhekissen eines guten Gewissens bettet? —

Können ferner die so oft gepriesenen Güter des Glücks, demjenigen Werth verleihen, dem die Tugend keinen verliehen? Was wäre der Glanz des Reichthums, wenn er nicht zur Schau gestellt werden, wenn geblendete Thoren ihn nicht anstaunen und beneiden könnten? Worauf gründen sich Ehre und Ansehen vor der Welt anders, als auf dem Urtheil der so oft irre geleiteten und wankelmüthigen Menge, die den Unglücklichen verläßt, sobald ihn sein Glück verlassen, die den heute mit Schande brandmarkt, den sie gestern noch vergötterte? Was sind die meisten Huldigungen, welche den Göttern dieser Erde dargebracht werden, anders, als Zeichen des Eigennutzes, oder der Furcht feiger und feiler Knechte? Was ist der Weihrauch, den man ihnen streuet, anders, als leeres Dunstgewölk, wohinter der Schlaue seine wahre Absicht verbirgt? Was ist der Lorbeerkranz auf dem Haupte des Eroberers anders, als grünes Laub, wenn die Meinung ihn nicht heiligte? Was ist selbst der Thron eines Tyrannen anders, als ein bretternes Gerüst auf den zerbrechlichen Stützen des Glücks, oder der Volksgunst errichtet? Und dies vergängliche, nichtige Phantom, das der Haufe Glück nennt, das die Meinung erzeugt, das die Eitelkeit und der Neid der Thoren ernährt, sollte uns nicht verachtungswerth erscheinen, sollte nicht bei einem schärferen Blicke, wie Nebel vor der Sonne zerrinnen? Diesem eiteln Schimmer wollten wir unsere Selbstständigkeit, diesem glänzenden Nichts unser Alles, das Glück unsers Lebens aufopfern? —

Lassen Sie uns vielmehr die Scheingüter verachten, deren Werth sich auf nichts, als auf hergebrachte Meinung gründet, und deren Genuß mit Unruhe, Sorge, Furcht und Reue verknüpft ist, und diejenigen schätzen und lieben, die mehr geistiger Natur, und deshalb auch dauernder und sicherer sind. Könnten irdische Güter, sinnliche Genüsse, wahres Glück verleihen, so müßte die Gottheit das unglücklichste, der Thiermensch aber das glücklichste Wesen seyn. Der Vernunftmensch ist aber das Ebenbild seines Gottes und Schöpfers, und soll höhere Güter kennen, und sein Wesen von dem Zufälligen seines Leibes zu unterscheiden wissen. Schätzen wir doch jegliches Ding nur, wenn es seiner Natur und Bestimmung entspricht; das Richtscheit nur, wenn es gerade, nicht, wenn es schön, das Schwert nur, wenn es scharf, nicht, wenn es vergoldet ist. Wir schätzen das Roß nach seiner Brauchbarkeit und

nach seiner eigenthümlichen Schönheit, und nicht nach dem zufälligen Schmuck, womit der stolze Reiter es bedeckt hat, und wir sollten den Menschen, und was den Menschen zum Menschen macht, nicht höher schätzen, als den Flitter, womit die Eitelkeit ihn behängt; wir sollten den Geist, und was geistig ist, nicht höher halten, als den Leib, der nur des Geistes zufällige und vergängliche Hülle ist? Wir sollten persönlichen Werth nicht höher halten, als Rang und Titel, unser wahres Ich nicht höher, als das Kleid, das nur die zweite Hülle einer ersten ist, innern, bleibenden Gehalt nicht höher, als den Werth unsers zeitlichen Vermögens? Das Leben ist reich an höhern und edlern Gütern, in deren Genuß wir leicht die unsichern Gaben des Glücks entbehren und verachten lernen. Wie über Alles beglückend ist das Bewußtseyn der Tugend, wie belohnend das Streben nach Weisheit, wie beseligend die Annäherung an das hohe Ideal, das der Edle in seiner Brust trägt? Wie herzerhebend sind die Genüsse, die uns Natur, Kunst und Wissenschaft darbieten? Wie verschönernd für das Leben sind die süßen Bande der Liebe und der Freundschaft?

Innerer Werth giebt dem Edlen einen kräftigen Widerstand gegen den äußern Druck des Schicksals, und ruhig und sicher trägt der Tugendhafte seine innere Welt des Friedens mitten durch die Stürme des Lebens.

Wie die Tugend seine Führerin durchs Leben ist, so ist die Natur seine Freundin, die ihm unverändert in nie alternder Schönheit mit jedem jungen Jahre zurückkehrt. In ihrem Schooß ruht er aus von den Mühen des Lebens, an ihrem treuen Busen vergißt er die Treulosigkeit des Glücks. Am murmelnden Bache gelagert, von den Balsamdüften des Frühlings umweht, auf den Chor der befiederten Waldbewohner horchend, und an dem reinen Blau des Himmels, an dem erquickenden Grün der Saaten, oder an dem Wogen goldner Aehren das Auge weidend, oder im dunkeln Hain der erfrischenden Kühlung sich freuend, oder im Schatten des Fruchtbaums an den Gaben des Herbstes sich labend, lernt er die erkünstelten Freuden der Welt verachten; überall in der Natur Spuren der Weisheit und der Vatersorge seines Schöpfers wahrnehmend, verlernt er die kleinlichen Sorgen des Lebens, und ihre mannichfachen und großen Wunder betrachtend, spottet er des vom Glück erborgten Schimmers, womit die Thorheit der Welt sich brüstet.

Nicht minder große Gaben bieten ihrem Jünger die Wissenschaft und die Kunst. Indem die erstere ihm die Tiefen der Weisheit aufschließt und ihn am Born der Wahrheit schöpfen läßt, führt die andere ihn ins Reich des Schönen und Erhabenen; indem die erstere ihn

das Wesen der Dinge in ihren mannichfachsten und geheimsten Verbindungen kennen, und die Natur in ihrer Werkstatt belauschen lehrt, läßt die andere die Welt und ihr innerstes, verborgenstes Getriebe in Bild und Gestalt vor sein Auge treten; indem die erstere ihn mit Schätzen bereichert, die edler und dauernder, als die irdischen sind, bildet und veredelt die andere Herz und Sinn, und macht ihn genußfähiger und sein Leben genußreicher, ohne es darum abhängiger vom Wechsel des Glücks zu machen.

Tiefer und inniger noch werden die Freuden empfunden, die uns Freundschaft und Liebe bereiten. Leichter geht es sich durchs Leben am Arm des theilnehmenden Freundes. Schöner wird das Glück, minder schwer die Bürde des Lebens, wenn ein treues Weib dem liebenden Manne zur Seite geht, kräftiger wird die Arbeit des Mannes in seinem Beruf, vertrauensvoller sein Blick auf die schützende und segnende Vorsehung, wenn er sich von seiner Kinder froher Schaar umringt, von so vielfachen und theuren Banden umschlungen sieht! Möge auch das Rad des Glückes sich drehen, Freundschaft und Liebe leben durch die Liebe allein, und der Zuwachs irdischer Güter kann ihren Werth nicht erhöhen, wohl aber ihre Innigkeit schwächen, ihr innerstes Wesen ertödten. Möge Alles, was dem sinnlichen Menschen das Leben angenehm und reizend macht, verloren gehn, Freundschaft und Liebe haben das größte und seltenste Gut auf Erden in sich selbst gefunden!

Zwar scheint es, als wäre auch das süßeste Glück des Lebens der Macht der Verhängnisse unterworfen, und könne daher nicht sicherer, als jedes andere seiner Güter genannt werden. Es ist wahr, der Tod trennt auch die heiligsten Bande, und wohl mancher von uns, der eine solche Trennung schon erfahren, mag sich bei diesem Gedanken von schmerzhafter Erinnerung ergriffen fühlen.

Gerecht ist Dein Schmerz, mein Bruder, gerecht die Thräne, die Du dem Andenken dessen weinst, der vor Dir dahingeschieden. Aber fasse und tröste Dich, Du hast nicht Alles verloren, was Du an dem Beweinten liebtest. Zwar der Arm ist erstarrt, der Dich oft liebend umfaßte, das Auge ist erloschen, das Dich oft so theilnehmend angeblickt, was an ihm irdisch war, ist zu Staub gesunken; aber sein besserer, edlerer Theil ist Dir geblieben, Was ihn Dir theuer machte, war seine Liebe, seine Freundschaft, das Vertrauen, womit er sich Dir in die Arme warf, die Innigkeit, womit er sich Dir anschloß, die Treue, womit er an Dir hieng; und in den oft erhaltnen, unvergeßlichen Proben seiner warmen und treuen Anhänglichkeit, lebt er fort, in dem Andenken an seine Tugenden, in seinen Handlungen, in seinen Thaten, diesen bleibenden Zeugen seiner edlen Wirksamkeit, lebt er nach seinem Tode noch

fort. Zwar der sichtbare Gegenstand Deiner Liebe ist Dir entrückt; aber das, was an ihm geistig war, was ihn Deiner Liebe würdig machte, ist geblieben, und nicht Entfernung, nicht Tod kann Dir es rauben. Du kannst ihn fort lieben, den Freund Deiner Seele, denn Du kannst seiner gedenken. Der Seufzer der Sehnsucht, der Deiner Brust entsteigt, die Thräne der Erinnerung, die Deinem Auge entquillt, was sind sie anders als der reinste Ausdruck Deiner fortdauernden Liebe? — Allmächtig und ewig ist die Liebe, sie verbindet das Nahe und Ferne, und reicht die treue Hand gläubig noch über Zeiten und Gräber hin!

Haben wir diese höhern Güter nach ihrem wahren Werth würdiger schätzen gelernt, so werden wir fähig seyn, uns zur dritten und höchsten Stufe menschlicher Selbstständigkeit empor zu schwingen.

Zu dieser Höhe aber hebt uns nichts, als der Glaube, der über dieser Welt noch eine zweite erblickt. Indem uns dieser Glaube hoch über das Irdische erhebt, schließt er uns zugleich die Aussicht in den Himmel auf, in die Gefilde des Lichts, wo ein weiser und guter Vater wohnt, öffnet das Herz zum kindlichen Vertrauen, läßt uns in dem, was wir Zufall nennen, nicht mehr das regellose Spiel eines blinden Ungefährs, sondern die Leitung einer höhern Hand, und in unserm Schicksale einen höhern, obwohl uns noch verborgenen Plan sehen, dessen verworrene Fäden sich erst jenseits des Grabes lösen, und lehrt uns so mit Demuth das Gute, ohne Kleinmuth das Böse empfangen, als aus gleicher Vaterhand kommend. — Oder können wir die Fügungen des Himmels aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, so lange wir an eine Vorsehung glauben? Und sollte der Glaube an den erhabenen Lenker da droben uns so wenig Kraft und Muth zur Ertragung eines feindlichen Geschickes geben, da das Vertrauen der Menschen zu Menschen schon oft so schöne und bewundernswürdige Thaten erzeugt hat?

Freiwillig tritt der tapfere Krieger in die eisernen Schlachtreihen, freiwillig blutet er für den, unter dessen leitendem Panier er ficht, und rühmend zählt er die Wunden, die er im Kampfe empfieng. Und sollte der gläubige Mensch kleinmüthig oder verzweifelnd der Leitung dessen folgen, der über alle Führer ist? sollte der kindlich vertrauende Sohn zagen, wenn ihn der Vater da droben zum Kampf mit dem Verhängniß ruft, sollte er ein Kind weinen über die Wunden, die ihm das Schicksal schlägt, und über einen Ausgang zittern, der, welcher es auch seyn mag, ihn zuletzt nirgend anders, als in die Vaterarme führt?

Und was lehrt uns zugleich die Armseligkeit dieses kurzen irdischen Daseyns mehr vergessen, was lehrt uns den Flitterglanz dieser bunten Welt mehr verachten, als eben dieser Glaube an eine vollkommnere Weltordnung, und das Hinsehen auf das Morgenroth eines kommenden

schönern Lebens? — Wenn wir uns über Ort und Zeit hinausdenken, und auf unser gegenwärtiges Leben, wie auf ein entferntes oder vergangenes herniedersehen, wie ganz anders erscheint uns Alles von dieser Höhe angesehen, wie hell und klar wird unser Blick ins Irdische, wenn auf diesem erhabenen Standpunkt ein Strahl des Göttlichen in unser Herz fällt! Wenn wir von dieser Höhe das vorher Unbegrenzte überschauten, mit einem Blick die entferntesten Enden des irdischen Lebens zusammenfassen, einen größeren Maßstab an das legen, was die Welt groß nennt, wie klein erscheint uns da die Erde mit all ihrer Pracht, ein Tropfen Wassers gegen den alles umfassenden Ocean; wie klein und nichtig alles, was die Menge staunend preist, ein verworfenes Spielwerk der Knabenzeit, worauf der Mann auf der höhern Stufe des gereiften und weisern Alters lächelnd herniederschauet! Unser jetziges Leben ist nichts Anderes, als der erste Anfang eines künftigen, nichts Anderes, als die Kindheit einer Zeit, die in die Ewigkeit hinausreicht, und unser so groß und wichtig scheinendes Thun und Treiben in dieser Welt sollte etwas Anderes seyn, als das Spielen des Kindes, das seine Anlagen entwickelt, die Welt etwas Anderes, als ein großer Spielraum zur Uebung unsrer Kräfte, und die gepriesenen Güter des Lebens sollten etwas Anderes seyn, als ein Spielwerk, womit der Weise die müßigen Stunden hinbringt, die ihm von der Beschäftigung mit höhern Gütern übrig bleiben? Und wir wollten, wirkliche Kinder, die Spenden des Glückes für einen wesentlichen Theil unsers Lebens halten, uns der ungezähmten stillen Freude über ihren Besitz oder dem herzzernagenden Kummer über ihren Verlust hingeben, wir wollten von dem erhabenen Standpunkte, worauf uns die Religion führt, und von wo der Blick in's Unendliche schweift, unser kurzes Erdenleben für etwas Anderes halten, als eine Rolle, uns vom Vater da droben zur Bildung unsers innern Menschen zugetheilt, wir könnten, wirkliche Kinder, diese Rolle mit dem wahren Leben verwechseln, und bei einem Spiele Thränen bittern Schmerzes weinen? Oder liegt das, was dem Menschen die Thränen des Kummers aus dem Auge preßt, oder die Röthe der Freude über seine Wangen gießt, in dem todten Stoff der Dinge? Ist nicht die wahre Ursache, warum wir Dieses groß, Jenes klein, Dieses schätzenswerth, Jenes gering und nichtig finden, in uns selbst, und in unserer Art zu sehen, und die wahre Ursache und Stärke unserer Freude und unsers Kummers bei dem Gewinn oder Verlust irdischer Dinge nicht in diesen, sondern in unserer Ansicht zu suchen? Diese aber verändert sich mit dem Standpunkt, wo wir stehen; je höher dieser, desto kleiner, desto unbedeutender erscheinen die Gegenstände in der Tiefe.

Als Sokrates den jungen Alcibiades die Größe seiner Reichthümer

rühmen hörte, führte er den ruhmsüchtigen Jüngling vor eine ausgebreitete Landcharte, und forderte ihn auf, ihm darauf seine Besitzungen zu zeigen. Da Alcibiades sie auch nicht einmal mit einem Punkte bezeichnet fand, so setzte der weise Lehrer mit dem verdienten Vorwurf hinzu: Und Du bist auf ein Besitzthum stolz, das nicht einmal einen so kleinen Theil der Erde enthält, als ein Punkt ist? —

Und, wahrlich, nichts kann unsern Stolz mehr beugen, als die Kleinheit alles Irdischen, das im Nichts verschwindet, wenn wir von einem höhern Standpunkt aus mit einem Blicke das große Ganze überschauen, und einem höhern Wesen, das auf uns herniedersähe, müßte nichts thörichter und kleinlicher erscheinen, als dieses zahllose durch einander kriechende Gewürm, das sich auf einem Hügel von Erde mit Rang und Würden bläht, und um Gewalt und Herrschaft streitet! Nichts aber kann uns auch zugleich mehr erheben, wenn das Schicksal uns niederbeugt, als der Gedanke an eine höhere und bessere Welt, wo unsere Heimath ist, und an höhere und bleibendere Güter, als diejenigen sind, die uns hier entrissen wurden: und für höhere Wesen kann es auf Erden kein erhabneres Schauspiel geben, als den gläubigen Dulder vertrauend nach oben blicken, und ruhig und lächelnd über den Trümmern seines vergangenen Glückes wandeln und auf seinem Antlitz sich den Frieden des Himmels spiegeln zu sehen. Denn das ist das Zeichen des Erhabenen im Menschen, daß er Geist und Blick, über das Endliche hinweg, zu dem Unendlichen zu erheben vermag. Darum gab ihm schon die Natur die aufrechte Stellung, damit sein Blick Erde und Himmel zugleich umfasse. Nur der Kurzsichtige, der zu irdisch Gesinnte vermag nicht hinwegzusehen über die niedere Welt voll Vorurtheile, nicht herauszutreten aus der Befangenheit des Geistes, aus dem engen Kreise der Ideen, den Erziehung, Umgang, Gewohnheit immer fester und fester um ihn gezogen haben. Er kann sich nicht losreißen von der alle edleren Gedanken verschlingenden, und Geist und Herz tödtenden Sorge für das Zeitliche, haftet wie der Wurm an der Scholle, die ihn geboren, klebt, wie die Raupe an dem Blatte, das ihm Nahrung giebt, und ist auf diesem Standpunkte ein Spiel des wechselvollen Zufalls. Den geist- und gemüthvollen Menschen aber auf seinem erhabenen Standpunkte, können zwar die Veränderungen und Gestaltungen seines Lebens äußerlich berühren, aber nicht erschüttern. Der äußere Mensch mag schmerzhaft ergriffen werden, der innere bleibt unangefochten. Im Gefühl seiner Würde und in dem Erkennen seiner höhern Bestimmung findet er ein Gegengewicht gegen die drückenden Lasten des Lebens, und in dem Bewußtseyn seiner Unschuld einen kräftigen Widerstand gegen die Macht des Geschickes. Möge ihn das Schicksal auf

Dornenwegen führen, in seiner Brust erwächst ihm ein Paradies, voll schöner, stiller Freuden, das ihn die Mühseligkeit der kurzen Pilgerreise vergessen läßt; mögen die Dinge im ewigen Wechsel sich drehen, er bleibt ruhig wie er war, sich selber gleich, wie das immer gleiche Bild in der wechselnden Welle des Baches; möge ihn Alles verlassen, er bleibt selbstständig, so lange er sich selbst nicht verläßt, siegreich im Kampf mit dem feindlichen Leben, frei selbst in den Ketten der Sklaverei. Erhaben über sein Schicksal sieht er lächelnd auf die labyrinthischen Gänge desselben hernieder; ruhig, heiter steht er über der Erde und aus ihren Aengsten und Mühen, dem Himmel näher, der Heimath, von der er stammt, wenn auch nicht sichtbar der Erde entrückt, doch von ihren Fesseln entbunden. Der innere Mensch hat sich von dem äußern getrennt, der Geist der Religion ihn zu der Höhe gehoben, wo „— — der Weg sich scheidet,

„Und wo das Reich der Kraft beginnt,
„Mag dann die Außenwelt an Noth und Zwang erinnern,
„Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern."

Die Auswanderung nach Brasilien, und Winke für solche, die dahin auswandern möchten.

Aus Dr. von Schäffers Brasilien.

Es ist ein schwieriges Unternehmen, sein Vaterland zu verlassen, und in weiter Ferne eine neue Heimath zu suchen. Nur nach Ueberlegung, nach reiflicher Ueberlegung sollten besonders Familien-Väter einen solchen Entschluß fassen, und alle Hindernisse, die vor und auf der Hinreise und in dem fremden Lande eintreten können, sollten wohl erwogen werden. Freilich erklärt sich die Auswanderungslust leicht, wenn man bedenkt, wie übervölkert manche europäische Gegenden sind, und daß die Stände, die der wahre Kern eines Staats sind, nämlich die Landbauern, am härtesten und stärksten besteuert werden, daher diese besonders im südlichen Deutschland, eine Veränderung ihrer Lage wünschen, und, wie von Verzweiflung getrieben, nach Osten und Westen wandern; sie gehen nach Sarepta an die Wolga, und bis in den Staat Illinois in Nordamerika, nach der Mündung des Missisippi (German Coast), nach Canada und nach dem Afrikanischen Südkap der guten Hoffnung; ja sie giengen gerne nach van Diemensland, wenn die Fahrt dahin nicht von den Britten erschwert würde, die das Antipodenland gleichsam den Landeskindern aufbehalten.

Zuvörderst und zuerst hat jeder Deutsche dafür zu sorgen, daß er keinem Seelenverkäufer in die Hände geräth. In Brasilien ist leicht

Land zu haben. Nun haben sich einige gewinnsüchtige Menschen daselbst Land anweisen lassen, blos in der Hoffnung, daß Deutsche so leichtsinnig und unwissend seyn würden, sich durch ihre Vermittelung dahin transportiren zu lassen. Sie brachten wirklich unter trügerischen Verheissungen einige hundert Leute zusammen, schafften dieselben auf ein Schiff, welches glücklicherweise ein Ehrenmann, der Kapitain Knaak, führte, und so landeten sie in Brasilien, wo jene Unternehmer sie als weiße Sclaven mißhandeln wollten, doch dieser vornämlich vernichtete jenen abscheulichen Plan, und man mußte die Leute freilassen, für welche nun nach Möglichkeit gesorgt ward. Hüte sich doch ein Jeder in jeder Gegend vor Privatunternehmungen dieser Art. Jeder, der nicht beweisen kann, daß er von seiner Regierung authorisirt ist, daß er Fonds und Instruktion hat, um Auswanderungen zu betreiben, — ist schon an sich ein halber Seelenverkäufer, weil er nicht die Fähigkeit besitzt, in fremden Welttheilen für die Auswanderer zu sorgen. Auf's Gerathewohl hinübergehen, ist aber keineswegs zu rathen.

Willst Du, wackerer deutscher Mann! wissen, was Deiner in Brasilien wartet, so höre. Erst ein anderes, selbst im Süden wärmeres Land, wo es andere Sitten, andere Pflanzen, andere Thiere, ein anderes Leben giebt, — wie hinter dem Europäischen Ofen, wo aber, so wie Du landest, für Dich und die Deinigen gesorgt wird. Begiebst Du Dich in Europa unter den Schutz eines Mannes, von dem Du überzeugt bist, daß er auf Befehl seiner Regierung handelt, so wird dieser, im Fall Du die Ueberfahrtskosten gar nicht und auch nicht einmal zum Theil zu bezahlen im Stande bist, für Deine und der Deinigen freie Einschiffung sorgen. Auf einen solchen Kasten, den man ein Schiff nennt, ist freilich nicht so viel Platz, als in Deinem geräumigen Hause; doch empfängt jeder sein angemessenes Plätzchen für sich, so wie für Weib und Kinder, und auf einem Schiffe herrscht strenge Ordnung, so daß Du nichts zu besorgen hast, wenn Du ein Freund der Ordnung und Reinlichkeit bist. Nachts kannst Du bei Deinem Weibe im Schiffsraum schlafen, und brauchst keine Wache zu thun, wovon die Ehemänner auf solchem Schiffe dispensirt sind. Glaube nicht, daß, wenn sich auch mehrere hundert Kolonisten auf solchem Schiffe befinden, Unsittlichkeit herrschen könne; da wird Alles gehört, und wer Unfug verübt, wird unerbittlich bestraft. Ist man erst aus dem Hafen, und im offenen Meere, welches freilich von Vielen, aber nicht von Allen, den Tribut der Seekrankheit fordert, so ist eine Reise nach Rio de Janeiro gegen eine Fahrt auf der Ostsee, — wo weit größere Gefahren wegen des eingeschränkten Fahrwassers drohen, — ein Kinderspiel. Das weite, offene Weltmeer kann dem Schiffe, welches ein erfahrner, ehr-

liebender Kapitain, und ein solcher wird für Kolonisten auserwählt, leitet, keine Gefahr bringen; ist die Linie passirt, so geräth man in die Brasilianischen Gewässer, die leicht zu beschiffen sind. Die Fahrt, die höchstens zwei Monate dauert, geht nach Brasiliens Hauptstadt zu dem Kaiser selbst, der alle seine Bürger liebt, besonders aber auch seine neuen Bürger, die ihm ihr Herz und ihr Alles freiwillig darbringen, mit väterlicher Sorgfalt aufnimmt.

Die Brasilianischen Kolonistenschiffe sind reichlich mit Lebensmitteln und Wasser versehen; ein solches Schiff ist nur mit Menschen, und mit dem, was sie bedürfen, beladen; es ist ein Arzt, ein mit Sorgfalt ausgewählter, graduirter, deutscher Arzt nebst einigen Wundärzten und einer Schiffsapotheke am Bord, um jeden Nothfall abzuhelfen. Auf demselben können auch Kolonisten für eigene Rechnung und zwar unter billigen Bedingungen hinüber schiffen, und thun besser daran, als wenn sie auf gewöhnlichen Kauffartheischiffen reisen, weil sich an Kolonistenschiffen Männer befinden, um für Alle, die sich ihnen anschließen, Sorge zu tragen, da man hingegen auf andern Schiffen, der Regierung nicht empfohlen, gleichsam als ungebetener Gast dort anlangt.

So wie die Kronkolonisten nach Rio de Janeiro gelangen, werden sie sogleich auf Kosten der Regierung verpflegt, und diejenigen die sich dem Landbau widmen, mit der nächsten Gelegenheit nach den Gegenden hingebracht, die ihnen zur Ansiedelung bestimmt sind. Diese sind in den herrlichen Provinzen San Paulo, Minas, Geraes ꝛc. Es ist unzweckdienlich für Kolonisten, die mit bedeutendem Vermögen hinübergehen, sich auf die verkaufte Hülfe der Negersclaven zu verlassen. Eine Anzahl Freunde, die sich als Brüder betrachten, müssen sich zur Anlegung einer Niederlassung verbinden, wo dann jeder rüstig zugreift. Viele Hände vermögen viel; eine Hand nichts.

Die Kronkolonisten genießen in Brasilien dieselben Begünstigungen, welche die Brittische Regierung den freien Kolonisten in Neu-Südwales, van Diemensland und auf dem Kap zugesichert hat.

1) Sie werden anderthalb Jahr lang auf Kosten der Regierung verpflegt.

2) Sie erhalten Rindvieh, Maulthiere, Pferde, Milchkühe, Schafe, Ziegen und Schweine, welches Vieh sie, nach vier Jahren, der Quantität nach, wieder zurück liefern.

3) Die Aussaat nach Verhältniß der Lage der Ansiedlung, entweder Kaffeepflanzen, Baumwollenstauden, Reis oder Weizen, (Tabak ist allenthalben zu finden,) Bohnen, Kartoffeln, Mais, Ricinuspflanzen (zu Oel,) Lein, Hanf ꝛc.

4) Gehört ihnen das Land, welches sie urbar machen und anpflanzen müssen, erb- und eigenthümlich.

5) Diejenigen, die auf Kosten der Regierung hinübergeschafft werden, sind acht Jahre lang von allen und jeden Abgaben befreit; die auf eigene Kosten hinreisen, auf zehn Jahre; auch erhalten sie mehr Land, und wer beweisen kann, daß er z. B. 20,000 Rthlr. mitbringt, kann in manchen Gegenden auf mehrere Quadratmeilen Anspruch machen.

6) Die sämmtlichen Kolonisten sind freie Brasilische Bürger, haben alle Rechte, aber auch alle Verpflichtungen Brasilischer Bürger. Ihre Söhne sind der Conscription unterworfen, und sie selbst sind im Nothfall zur Vaterlandsvertheidigung verbunden. Ihre Kolonie erhält einen Arzt und einen Prediger, die Protestanten einen ihres Glaubens, die von der Regierung besoldet werden.

Arbeit, Arbeit mit eigener Hand ist für Brasilien nothwendig. Wer aber als Matador glänzen, oder träger Ruhe fröhnen will, gehe nicht als Kolonist nach Brasilien.

Sollten Männer, die beweisen können, daß sie Kapitalien besitzen, um Fabriken anzulegen, nach Brasilien ziehen wollen, so werden sie mit offenen Armen empfangen, und finden jede billig zu erwartende Unterstützung. Daß ihnen aber Kron-Neger zur Unterstützung erstattet werden sollten, ist schwerlich zu erwarten. Jeder hat eine starke Konkurrenz zu bestehen, muß bedenken, daß der Brasilier das Ausländische liebt, und daß die Regierung um seinetwillen ihr System nicht ändern kann. Gewehr- Glas- Leder- und Kattun-Fabriken, Papiermühlen, Schriftgießereyen, möchten vielleicht am besten fortkommen. Manche dieser Unternehmungen möchten besser in den großen Städten, andere im Innern gelingen.

Die Zahl der Kolonisten, die nach Brasilien hinüber geschifft werden soll, ist festgesetzt, und die Beschaffenheit dieser Kolonisten ist bestimmt. Es müssen Männer seyn, die volles Vertrauen zu der Brasilischen Regierung hegen, und sich im Nothfall für dieselbe aufzuopfern gewillt sind, theils Leute, die im Landbau nicht unerfahren sind, und zugleich ein Handwerk verstehen, theils Handwerker, als Grob- und Kleinschmiede, Schiffbauer, Zimmerleute, Tischler, Maurer, Drechsler, Sattler, Bergleute u. dgl. Viele dieser Handwerker können gegen gute Bezahlung Anstellung in den Kaiserlichen Fabriken finden, und gewiß auf ein gutes Auskommen rechnen, wenn sie fleißig, geschickt und ordentlich sind. Hat ein solcher Kolonist Weib und Kinder, vielleicht ein ganzes Häuflein, *desto besser*; er wandert vielleicht wie der wackere Hauptmann von Bibra nach van Diemensland, blos um ihrentwillen aus, erkennend, daß sie für ein neues Land ein wahrer Schatz sind, und solche Väter, mit den gebührenden Eigenschaften versehen, sind in Brasilien sehr willkommen. Glücksritter hingegen, die in Brasilien Gold-

stangen auf den Straßen finden möchten, gar nicht. Offiziere, die von rühmlich geleisteten Diensten und wissenschaftlichen Kenntnissen Beweise ablegen können, finden, wenn sie auf eigene Kosten hinübergehen, in Brasilien Anstellungen; in Europa kann ihnen darüber Niemand feste Zusicherungen ertheilen. Die Aerzte und Wundärzte, die mit Kolonistenschiffen nach Brasilien hinüber gehen, bleiben im Dienste der Regierung versorgt. Andere Aerzte, die Beweise ihrer Geschicklichkeit ablegen können, Portugiesisch verstehen und genialisch genug sind, die Natur selbst als Apotheke zu benutzen, könnten im Innern von Brasilien, in Cubaja, Goyaz, Mattogrosso, in Rio grande do Sul vielleicht ein ungemein glänzendes Glück machen, und zugleich Gelegenheit haben, die Naturkenntnisse zu bereichern; doch müßten sich solche auf eigene Kosten hinüberschiffen. Selbst in den großen Städten kann ein geschickter Arzt noch ein Auskommen finden.

Landbaukolonisten bedürfen der fremden Sprachkenntnisse nicht, da sie, wie in Nordamerika unter ihren Landsleuten bleiben; wer andere Zwecke vor Augen hat, für den ist außer der portugiesischen Sprache, auch die französische und englische mehr oder weniger nothwendig.

Die Brasilische Regierung bringt der Kolonisation große Opfer, — das muß anerkannt werden. Sie ist für den mit ihrer Bewirkung Beauftragten eine saure Arbeit; sie muß sich den lieblosen Urtheilen der Neider und Boshaften aussetzen, besonders solcher, die gern die Hände mit im Spiel hätten, und dabei lucriren möchten, und kann es bei dem besten Willen unmöglich Allen recht machen. Ihn muß das Gefühl stärken, seine Pflichten uneigennützig erfüllt, und seinem Vaterlande und der Menschheit gedient zu haben.

Das heilige oder Jubel-Jahr.

Da Pabst Leo XII. das Jahr 1825 als ein Jubeljahr zu feyern beschlossen, so dürfte die Aufnahme des folgenden Aufsatzes hier nicht ganz unzweckmäßig seyn.

Schon vor den Zeiten des Pabstes Bonifacius VIII. versammelte sich alle hundert Jahre am Vorabende des heiligen Christfestes eine überaus große Anzahl Volks, sowohl Römer, als Fremde, in der St. Peterskirche zu Rom, um daselbst einen großen Ablaß zu erlangen. Pabst Bonifacius VIII. billigte im Jahre 1300 durch eine Bulle diesen heiligen Gebrauch, und ertheilte den Pilgern, wie den Inwohnern Roms große Abläße, wenn jene 15, diese 30 Tage lang die Kirchen der H. H. Apostel Petri und Pauli in frommen Gebeten besuchten. Um diese Gnade noch allgemeiner zu machen, ver-

kürzte Pabst Clemens VI., nach dem Beispiele Moses (III. B., 25. C., 8. und f. V.), die Zwischenzeit zweier heiligen Jahre auf 50 Jahre, und hielt das Jubel-Jahr 1350. Auch ordnete er den beiden zu besuchenden Kirchen die Kirche St. Johannis im Lateran bei. Diesen drei Ablaß-Kirchen wurde endlich als vierte die zu St. Maria Maggiore zugegeben, und bei diesen vier Haupt- und Ablaßkirchen ist es geblieben. Endlich setzte Pabst Paulus II., der 1464 die dreifache Krone erhielt, in Betrachtung der menschlichen Schwächen und des kurzen menschlichen Lebens, das Jubel-Jahr auf 25 Jahre. Die folgenden Päbste haben diesen Termin beibehalten.

Das Jubel-Jahr fängt jedes Mal am Vorabende des heiligen Christfestes, am 24sten December, an. An diesem Tage zur Vesperzeit legt der Pabst den weißen Ornat an, und die Kardinäle folgen seinem Beispiele; dann gehen sie von der Anti-Camera aus in Procession in die Sixtus-Kapelle, verrichten dort ihr Gebet, und der Pabst stimmt das Veni Creator an; dann ziehen sie in Prozession, von den königlichen und fürstlichen Gesandten begleitet, mit brennenden weißen Wachslichtern, über den St. Peters-Platz auf die Peterskirche zu. Am Schweizer-Thore (dem äußersten des Vaticans) erwählt der Pabst drei Kardinäle zu Legaten, mit dem Auftrage, in den drei andern Hauptkirchen, nämlich zu St. Paulus, zu St. Johann im Lateran und zu St. Maria Maggiore, die heiligen Thore zu eröffnen. Sobald der Pabst am Portico vor der St. Peterskirche angelangt ist, setzt er sich auf den in der Nähe des heiligen Thores errichteten Thron (alle Eingänge zur St. Peterskirche sind indessen verschlossen), steht wieder auf, weihet das heilige Thor und das umstehende Volk mit dem Sprengwedel, und schlägt dann drei Mal mit einem goldenen Hammer an die dünne Mauer des heiligen Thores, daß sie durchbrochen wird. Nach dem ersten Schlage spricht er: Eröffnet mir die Thore der Gerechtigkeit, und die Sänger antworten: Er ist in dieselbe eingegangen, ich will es Dir, Herr, bekennen. Nach dem zweiten Schlage spricht er: Ich will eingehen in Dein Haus, o Herr! Antwort: Ich will vor Deinem heiligen Tempel anbeten in der Furcht vor Dir. Nach dem letzten Schlage sagt er: Eröffnet die Thore, denn der Herr ist mit uns. Antwort: Der Herr hat Großes gethan in Israel. Nun übergibt der Pabst den Hammer dem obersten Beichtiger, legt die dreifache Krone ab, spricht das Gebet: Actiones nostras Domine aspirando praeveni, setzet sich, und liest den 99sten Psalm: Iubilate Deo, omnis terra. Unterdessen wird von dazu bestellten Arbeitern die Mauer in dem heiligen Thore ganz

ausgebrochen, die Steine werden weggeräumt, und das Thor von den Beichtigern zu St. Peter mit Weihwasser gewaschen; darauf erhebt sich der Pabst vom Throne, legt die dreifache Krone ab, und spricht: Das ist der Tag, welchen der Herr gemacht hat. Die Sänger antworten: Wir wollen uns freuen und frohlocken an demselben. Der Pabst spricht weiter: Selig ist Dein Volk, o Herr! Der Chor antwortet: Der das Zelt aufgeschlagen hat ꝛc. Und nochmals der Pabst: Dies ist die Thür des Herrn; der Chor: Die Gerechten werden in dieselbe eingehen. Dann spricht der Pabst das Gebet; O Gott, der Du durch Deinen Diener Moses dem Volke Israel ein Jubel- und Ablaß-Jahr eingesetzet, verleihe uns, Deinen Dienern, daß wir dieses von Dir angeordnete Jubel-Jahr, in welchem Du Deinem Volke das heilige Thor feierlich eröffnet, damit es eingehe, und Deiner Majestät sein Gebet darbringe, glücklich anfangen, auf daß wir, nachdem wir während desselben Verzeihung und völlige Nachlassung aller unsrer Sünden erlangt, wann der Tag unsrer Abforderung gekommen seyn wird, zum Genusse der himmlischen Glorie, vermöge Deiner Barmherzigkeit zugelassen werden, durch unsern Herrn Jesum Christum!

Hierauf nimmt der Pabst das Kreuz, knieet vor dem heiligen Throne nieder, stimmt das Te Deum an, und zieht mit den Kardinälen in die Kirche, um die Vesper zu beginnen. Unterdessen fällt das Volk über die Trümmer der eingerissenen Mauer her, theils aus Andacht, theils um die goldenen und silbernen Münzen zu finden, welche der Pabst beim Zumauern des heiligen Thores unter den Kalk hatte mengen lassen. Zu gleicher Zeit werden die Kanonen auf der Engelsburg und an andern Orten gelöst, von der Päbstlichen Wache Salven geschossen, und alle Kirchthüren geöffnet.

Am heiligen Christtage ertheilt der Pabst Morgens nach gehaltener heiliger Messe aus der von der Kirche befindlichen Loggia della Benedizione dem in großer Menge auf dem St. Petersplatze versammelten Volke den Segen; darauf wird das Geschütz auf der Engelsburg gelöset, alle Glocken werden geläutet, und das Volk läßt allgemeines Jubelgeschrei erschallen. Nun wird das Heiligthum gezeigt, vorzüglich das Schweißtuch der heiligen Veronika, ein Stück vom heiligen Kreuz, und die Lanze, womit Christi Seite durchbohrt worden.

Die Kardinal-Legaten verrichten in den drei andern Hauptkirchen bei Eröffnung des heiligen Thores dieselben Ceremonien, welche der Pabst in St. Peter vornimmt.

Während des ganzen Jubel-Jahres ist Rom als der erste Wall-

fahrtsort von tausend und tausend Pilgern besucht, bis mit dem nächsten Vorabende des heiligen Christfestes die Gnadenzeit zu Ende geht. Dann zieht der Pabst nach gehaltener Vesper in die Sixtus-Kapelle mit den Kardinälen und der ganzen Klerisei, und von da in Prozession, mit brennenden Wachslichtern, in die St. Peterskirche, und hier wird ein feierlicher Gottesdienst gehalten; nach demselben gehen die Kardinäle zum heiligen Thore hinaus, der Papst folgt ihnen; vor dem Thore spricht er: Deus in adjutorium nostrum etc., segnet die Steine und den Kalk, legt zwölf Kästchen mit goldenen und silbernen Münzen hinein, legt den ersten Stein zur neuen Mauer, spricht einige Gebete, und läßt das heilige Thor wieder zumauern; unterdessen setzt er sich auf den dabei errichteten Thron, wäscht seine Hände, und betet. Sobald das Thor wieder zugemauert ist, spricht er: Herr, mache Dein Volk selig, betet, und geht dann mit den Kardinälen in die Loggia della Benedizione, um dem Volke den Päbstlichen Segen zu ertheilen.

Auf diese Weise schließen die drei Kardinal-Legaten die drei andern heiligen Thore.

Das heilige Jahr wird jedesmal am Christi-Himmelfahrtstage des vorhergehenden Jahres durch eine päbstliche Bulle feyerlichst verkündigt, und diese Verkündigung wird am vierten Sonntage in der Adventszeit wiederholt.

Anekdote von Mozart.

Wenn schon jede Kleinigkeit, die von einem großen Manne erzählt wird, für sich selbst interessirt, um wie viel mehr nicht eine solche, die vielleicht seine Größe wesentlich fördern half, indem sie seinen Ruf schon bei'm Beginn seiner Laufbahn mehr verbreitete, als wahrscheinlich ohne sie geschehen wäre.

Es ist bekannt, daß die erste Composition, mit welcher Mozart in Wien bemerkbar hervortrat, die Oper Belmonte und Konstanze, oder die Entführung aus dem Serail, gewesen ist; nicht minder, daß es seinen italienischen Neidern und ihrem Anhange, trotz des deutsch gesinnten Josephs Schutze, beinahe gelungen war, das Publikum gegen dieses Meisterwerk einzunehmen, und zwar so, daß schon die dritte und vierte Darstellung desselben ziemlich kalt aufgenommen wurden.

Ein lustiger Vorfall mußte diese Oper zur verdienten Würdigung erheben.

Um dieselbe Zeit nämlich gieng Mozart in dem Hause, das die sonderbare Aufschrift: „Zum Auge Gottes," führte, fleißig aus und ein, weil er um seine nachmalige Frau, Konstanze Weber, freyte. Die ältere Schwester Louise, um die er früher sich beworben, und für welche er eigentlich die Hauptparthie in seiner Oper komponirt hatte, war bereits an den beliebten Schauspieler Lange verheyrathet, und wurde bald als eine der vorzüglichsten Sängerinnen Deutschlands berühmt. Die Mutter, welche entweder ihre Tochter Konstanze nicht in so zarter Jugend von sich lassen, oder auch den lockern Mozart nicht zum Schwiegersohn haben wollte, versagte ihre Einwilligung. Dagegen aber faßte der feurige Jüngling den raschen Entschluß, seine Geliebte zu entführen, zu heyrathen, und so der Mutter das verweigerte Jawort abzutrotzen. Alles gelang nach Wunsch. Die Sache machte Aufsehen in Wien, und war einige Tage lang Stadtgespräch. Siehe, da wurde gerade die Oper wieder aufgeführt, aber statt des bekannten Titels laß man an allen Straßenecken: Wolfgang und Konstanze, oder die Entführung aus dem Auge Gottes. Nun strömte Alles in die Oper; sie gefiel mit jeder Darstellung mehr, und konnte nicht oft genug gegeben werden.

Wer mag die Folgen dieses lustigen Schwankes in Bezug auf Mozart's neu erwärmten Kunsteifer berechnen?

Miscellen.

Man hat aus Neu-Süd-Wallis eine Substanz gebracht, welche aus einem der englischen Esche ähnlichen Baume gezogen ist. Diese Substanz ist außerordentlich zusammenziehend und von der Konsistenz und Farbe, wie der aus dem destillirten Holze gewonnene Theer. Sie besitzt die Eigenschaft in dem nämlichen Grade, wie die Eichenrinde und erfordert ungefähr die nämliche Zeit, um ihre Wirkung hervorzubringen, dabei hat sie den Vorzug, daß man sie in flüssigem Zustande auf die Häute anwenden kann und daß die Gruben nicht mit einem beschwerlichen Rückstande angefüllt werden. Verschiedene Gerber ziehen den neuen Stoff, nach den damit angestellten Versuchen, der Lohe vor. Die englische Regierung beschäftigt sich mit Regulierung einer bestimmten Zufuhr dieses neuen Artikels, dessen Anwendung für die Wälder von dem größten Nutzen seyn muß.

—o—

In England wird die Düngung mit Knochenmehl immer allgemeiner. Um London giebt es über ein Dutzend Mühlen, die sich unabläßig mit dem Mahlen der Knochen beschäftigen, jede derselben verar-

beitet täglich 40,000 Pf. Knochen. Voriges Jahr wurden circa 40,000 Tons Knochen, hauptsächlich aus Dänemark und Deutschland, eingeführt. Die Knochen werden erst ausgekocht und zu Seife benutzt, dann gebrannt und gemahlen. Die Felder, die damit gedüngt werden, sind über zwölfmal so hoch im Preise gestiegen.

—o—

Es wird jetzt in Paris ein mechanisch-musikalisches Kunstwerk gezeigt, welches die Verfertiger „Componium" nennen, weil es aus eigener Kraft zu komponiren scheint, oder, um richtiger zu reden, ein ihm gegebenes Thema ohne alle weitere Handanlegung eines Menschen, in's Unendliche variirt. Diese Erscheinung kam Jedermann unbegreiflich vor, und erregte den Verdacht, daß in dem Instrument selbst irgendwo ein tüchtiger Musiker verborgen stecken müsse, der das leiste, was der Maschine blos zugeschrieben werde. Um also jeden Verdacht eines hiebei obwaltenden Betruges zu widerlegen, erboten sich die Erfinder, die innere Struktur des Instruments einer von der Akademie der Wissenschaften und der Künste deshalb zu ernennenden Commission ohne Rückhalt vorzulegen. Diese Commission bestand aus dem Mathematiker Biot und den Componisten Catel und Berton, und die Untersuchung fand am 2ten Februar v. J. statt. In dem von den Commissarien den Erfindern ausgestellten Attest, sagen sie von dem, was dies wunderbare Instrument leistet, folgendes: „Der Inhaber des Instruments läßt sich ein variirtes Thema geben, fixirt dasselbe in dem Innern des Instruments und sogleich beginnt das Kunstwerk sein Spiel. Das ihm aufgegebene variirte Thema ist nicht von größerem Umfange als daß es innerhalb einer Minute Zeit vorgetragen werden kann; nun ist aber das Instrument, durch die ihm eigenthümlich zu Gebote stehenden Mittel, im Stande, diese Variationen durchaus in's Unendliche zu verändern, ohne daß, wenn es auch wer weiß wie viele Jahrtausende hindurch dasselbe Thema in Eins fortspielte, nie eine in allen ihren einzelnen Theilen unveränderte wiederkehrende Melodie zum Vorschein kommen, oder, daß der Verfertiger des Instruments selbst vorher bestimmen könnte, welche neue Combination von Noten der eben jetzt vorgetragenen Variation folgen werde oder folgen müsse. Die buchstäbliche Richtigkeit dieses Attestes bekräftigen die Commissarien durch ihres Namens Unterschrift, und fügen hinzu, daß der Componist Berton auch noch über die musikalische Beschaffenheit dieses Instruments besonders ein Gutachten abgeben wird. (Dem Vorstehenden nach ist das Componium „eine Art musikalischen Kaleidoscops," und hat auch mit dem musikalischen Würfelspiel, durch welches Walzer, Märsche und dergleichen Musik-

Stücke, nach unwillkührlichen Combinationen zusammengewürfelt werden können, in gewisser Hinsicht, Aehnlichkeit.)

—o—

Das Original von Luthers Verlobungsring befindet sich in dem Besitz einer Familie in Leipzig, er ist von künstlich durchbrochener Arbeit, und bildet eine sinnige Zusammenstellung der sogenannten Leidens-Instrumente Christi. Oben ist ein Rubin und inwendig steht: „Dr. M. Luthero Catharina von Bora den 13ten Juni 1525." Luthers Trauring, der sich jetzt in Wolfenbüttel (sonst auf der Bibliothek von Helmstädt) befindet, besteht aus einem Doppelringe, dessen hoher, konischer Kasten, auf dem ein Diamant und ein Rubin neben einander gefaßt sind, sich ebenfalls theilt. Innerhalb stehen die Buchstaben: C. v. B. und M. L. D. Außerhalb liest man die Worte: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden."

—o—

Um zu der Ueberzeugung zu gelangen, ob ein Hund, der gebissen hat, aber getödtet wurde, toll gewesen sey oder nicht, reibt man das Maul, die Zähne und das Zahnfleisch des todten Thiers mit ein wenig gebratenem oder gesottenem Fleische und reicht dasselbe einem andern Hunde. Dieser wird es fressen, wenn der todte Hund nicht toll war; im entgegengesetzten Fall wird er aber sich abwenden und heulend entfliehen. — Dieses Mittel würde, wenn sich's bewährte, manchen Unglücklichen von Höllenangst befreien.

—o—

Ein Lieutenant aus der englischen ostindischen Miliz, Namens Gerard, hat einen der höchsten Berge des Himalaya, den Chipka-Pik, an den Grenzen der chinesischen Tartarei, erstiegen. Dieser Berg ist 19,411 Fuß hoch, folglich übertrifft er die Höhen, welche Humboldt auf dem Chimborasso, und der Lieutenant Webb in den Himmalaya's erreicht haben. Auf der Höhe von 18tausend Fuß stand der Fahrenheitsche Thermometer 22 Grad unter Null.

—o—

Die französische Regierung ließ einmal gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts untersuchen, welche Kunst die größte Zahl Handwerker und Arbeiter beschäftige und nähre. Man stellte zuerst die Buchdruckerkunst und die Wagenbauerei gegen einander, und da ergab denn der Bericht der Kommission, daß 85 andere Künste und Handwerke zur Herstellung eines Buches in Bewegung gerathen, während ein fertiger Wagen nur etwa 60 in Bewegung setzte. Dies hatte zur Folge, daß die Buchdruckereien von der Regierung besonders begünstigt wurden.

(Literarische Notizen folgen nächstens.)